

Umbrische Reisegeschichtelein [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573292>

Nutzungsbedingungen

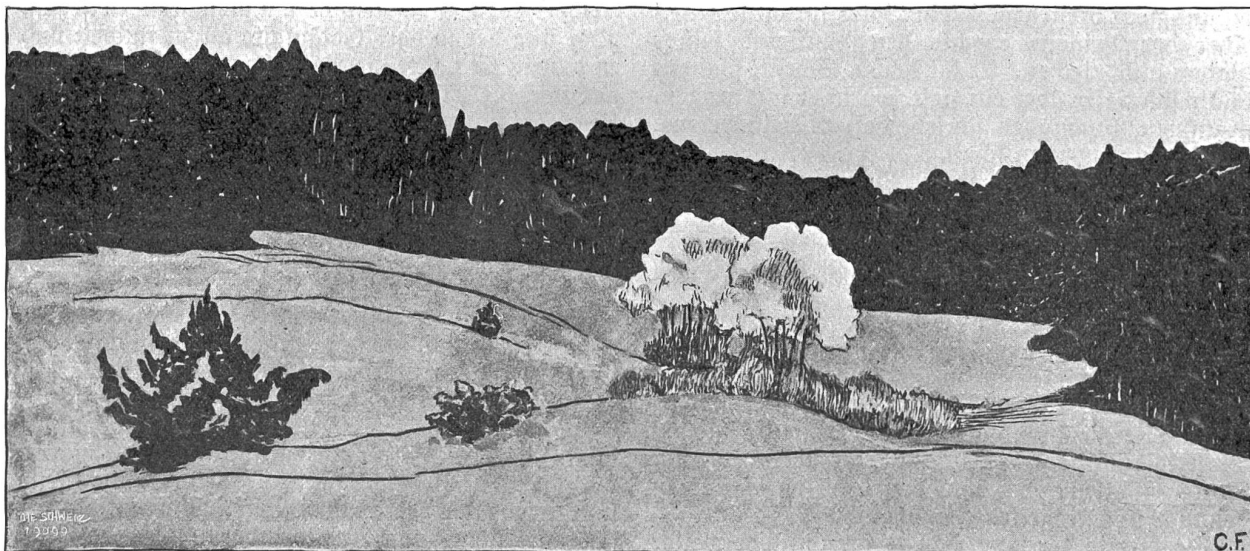
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Trost

Wie viel gelebte Jahre
Sind hin und hatten keinen Sinn:
Nichts, das ich mir bewahre,
Nichts, des ich fröhlich bin.

Unendliche Gestalten
Hat mir der Strom herangerollt,
Ich durfte keine halten,
Es blieb mir keine hold.

Doch ob sie mir entgleiten,
Mein Herz fühlt tief und rätselhaft
Weit über alle Zeiten
Des Lebens Leidenschaft.

Die hat nicht Sinn noch Ziele,
Weiß alles nah und alles weit
Und macht, ein Kind im Spiele,
Den Augenblick zur Ewigkeit.

Hermann Hesse, Bern.

Umbrichte Reifegechtlein.

Von Heinrich Federer, Zürich.
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Thiico schwieg und wartete; ich schwieg noch hartnäckiger. Da begann er wohl oder übel nochmals:

„Immer dachte ich beim Aufzagen: So, wenn diese kleine dünne Zigarre abgeraucht ist, höre ich auch auf. So hab' ich's gemacht. Gib mir also noch eine, und ich will dir die Geschichte fertig erzählen. Aber sie gefällt mir nur noch halb.“

Ich lachte vor Freude an diesem wehrhaften und ganzen Kerl da. „Da hast du gleich zwei Stumpen,“ spaßte ich, „damit du die Erzählung nicht noch einmal unterbrechen mußt! Avanti, amico!“

„Während nun,“ spann Thiico buchmäßig und gleichtönend den tragischen Faden fort, „gleich hinter der Wiege seines Kindes das Schafott des Vaters aufgezimmert stand, wie eine alte Kerze ausgeblasen wird, sobald sie die junge an ihrer Flamme entfacht hat, hoffte der Gubernatore doch immer noch wenigstens die andere mütterliche Kerze vor dem Erlöschen zu retten, von der das junge Wachs ja noch so lange zehrt. Rufa durfte nicht sterben. Daß sie einen wirklichen Sprößling der Brigone ge-

bäre und daß das kleine Wesen vom Vater untrüglich anerkannt würde, daran zweifelte er nun kaum noch, vielmehr durchschaute er die glorreiche List der Frau, und wenn er ihr je die Gnade des Lebens gönnte, so geschah es jetzt, nachdem Rufa ihrem Manne eine so lange Zeit hindurch die gleiche süße Gnade erfochten hatte.

Aber so oft der Regierungsmann Schritte in dieser lebensrettenden Richtung tat, schüttelten seine Beisitzer im Kollegium ihre Häupter und sagten: „Deine Tochter will ja durchaus sterben. Nicht uns, ihr mußt du das Beil aus der Hand winden. Das Weitere wird sich sanftiglich ergeben.“

Da ging er denn hin zum eingeschlossenen Ehepaar und winkte seiner Tochter ans Fenstergitter und fing leis und behutsam an, indem er auf die im Burggarten herumschießenden Vögel zeigte: „Fliegen, meine Kleine, wie so eine Meise! Fliegen, wohin man will, ist doch das Schönste!“ Seine grauen Mäuseaugen beobachteten sie dabei ängstlich und schlau zugleich.

„Monz, komm,“ rief da lachend Rufa, „sonst kannst

du uns nicht verſtehen. Mein Vater ſpricht ſo leiſe. Aber der Brigone mochte den Blutfeind ſeines Vaters nicht riechen. Er tat keinen Schritt, ſondern bückte ſich tiefer über ein Heft, worin er mit großen, ſtrammen Buchſtaben ſchrieb, daß es beinahe wie Stechen und Hauen ſcholl.

„Vater, verzeiht!“ ſagte Ruſa nun ſehr laut. „Dreimal ſchöner als wild herumfliegen iſt beim Männchen in einem ſichern und warmen Neſt ſitzen. Hierzu hab' ich wirklich nichts mehr zu ſagen. Vater, addio!“

Damit entwiſchte ſie zu ihrem Gemahl, und der Gubernatore ſah, wie Monz ſie mit beiden Armen um den Hals faßte und zu ſich niederzog. Den linken Ellbogen um ihren Nacken geſchlagen, ſchrieb er dann weiter, während ſie mit ins Heft guckte und die Verſe, die ihm vorweg aufs Papier liefen, wie ein fernes Glöcklein oder wie das Echo eines ſolchen heimlich nachklingelte.

Da merkte der Alte, daß es für ihn hier weiter nichts zu tun gebe als einen imponanten Korb heimzutragen. Das Blut ſtieg ihm in zwei zornigen, roten Flämmlein auf die Wangen ſeines magern und herben Greiſengeſichts. Heftig ſchlug er die Türe hinter ſeiner Tochter und ihrem verwirkten Leben zu. Er freute ſich über ſeinen Zorn und begehrte nichts weiter, als daß, ſolange das Trauerspiel mit jenen Zweien dauere, und beſonders im gewaltigen Augenblick, wo ein ſcharfes Eiſen niedersauſte und ein Kopf ſiele, dieſer Zorn ihn aufrecht und hoch hielte, wie es einem Schildhalter der Königin Gerechtigkeit zieme.

So nahmen die Dinge ihren Lauf. Doch während außer den Gittern alles Leben unveränderlich von einem Tag in den andern lief und man kaum den Wechſel der Monde durch Herbt und Winter in den Frühling merkte, wandelten ſich in der Stille des Gefängniſſes ſoſezagen Himmel und Erde zweier Menſchen in etwas Neues und Gereinigtes um.

Zuerſt hatte ſich Monz in der Zelle wie ein Leu benommen, an den Gittern gerüttelt, die Türe erſchüttert und war in grimmigen Säen von Wand zu Wand geſprungen. Schnaufend wie ein Erſtickender und von Schweiß überronnen, hatte er ſich dann wie ein Tier auf den Boden geworfen. Bis dahin hatte Ruſa ſtill in der Ecke gewartet. Jetzt kam ſie und kniete herzu und hob ſeinen Kopf an ihre Bruſt auf und trocknete ihm das ſterbensbleiche Geſicht. Aber ſie ſagte nicht: Tu' das ja nicht mehr! Sie ſchwieg und harrte, bis der Gehekte einſchlief. Als er erwachte und ſich des Vorfalles entſann, betrachtete er das kleine Weib lange, und ein wunderſchöner Reſpekt ließ ihn, ſowie Ruſa ſein Wachſein bemerkte, die Augen ſcheu zu Boden ſchlagen.

Eines Nachts träumte er vom Nachtlager unter den Eichen des Monte Vittore. Er lag im Gras, die Erdbeerkräuter dufteten, und von oben ſangen die ſchweren Neſte ein Lied von tauſend Noten. Ihm war vogelwohl. Nur eine Wurzel am Boden ſtörte ihn. Er wollte anders liegen und erwachte. Da hörte er die elende hölzerne Bettſtelle unter ſich krachen und glaubte den letzten Flitter der Gebirgs-

freiheit eben zum Fenſter hinausfahren zu ſehen. Nun ſing der ſo hart Getäuſchte an zu fluchen und zu toben. Er packte die Bettlehnen rechts und links, ſtemmte die Ellbogen und riß in einem Stoß und Krach das ganze Lager auseinander. Aber Ruſa tat, als merkte ſie nichts, und lag ſo zufrieden auf den kalten Flieſen wie zuvor auf der Matraze. Am Morgen jedoch ſammelte ſie die Stücke und ſuchte ſie wieder ineinanderzufügen. Ungelüſt tat ſie das. Da konnte Monz nicht anders als ihr die Hölzer gleichſam aus der Hand küſſen und eins wieder ſanft und möglichſt geräuſchlos ins andere richten. Dann bat er beſcheidenlich, ſie möge nun verſuchen, ob es ſich wieder ſo weich und gut liege wie vorher.

„Viel beſſer!“ ſagte das Weiblein ſchelmlich.

Besonders an den November-Nachmittagen, die hier, am Fuße der Abruzzen, ſo müd und ſchläfrig ſind, gärte und brauſte die Freiheit wie ein zu früh und zu lebendig verſiegelter Wein in ihm auf. Dann ſchäumte Monzo wie ein Raſender und hieb um ſich, bis er zuſammensank und leiſe und ohnmächtig in die Strohmatte hinein weinte. Oder wenn der erſte Schnee auf die Gipfel gefallen war oder ein Habicht hoch in den Lüften ſo recht mit Behagen ſein Königtum übte oder wenn er einen Wagen mit Reiſenden vorbeiröhlen hörte, dann immer ſtanden die ſtolzen Jahre ſeiner Bergfreiheit gleich ſo vielen Feuergeiſtern in ihm auf und empörten ſich gegen dieſe ſtarren vier Wände und ſtrebten wild und glühend hinaus. Es waren ſchwere und laute Stunden, und draußen am Plaße ſagten die Leute: Beim Brigone gewittert es wieder einmal! Aber nach und nach ſetzte ſich dieſer wilde Saft. Denn immer goß Ruſa etwas von ihrer Geduld und Milde hinein, ſo oft er gar zu hoch trieb. Wenn ihre kleine Hand ihm die braunen Schläfen ſtrich oder wenn ſie ihn gar beidſeitig am tiefbraunen Schopf faßte und mit weichem Daumen die Lider über die flackernden Augen niederzog, dann ging jedesmal eine Linderung durch ſein Weſen, etwa ſo, wie ein kühles Waſſer den fieberheißen Leib erquidkt. Auch ihre langſame und leiſe Altſtimme tat wohl. Immer mehr händigte ſie ihn. . . Schade, ſchade,“ fügte der rauhe Erzähler von ſich aus hinzu, „es geht nun abwärts mit dem flotten Kerl!“

„Aufwärts, Thieco,“ behauptete ich.

„Sie erzählte alle Buchgeſchichten, die ſie wußte, und er vergalt es mit den Erlebniffen ſeiner kurzen, aber abenteuerreichen Vergangenheit. Voll Glut und Einbildung, wie er war, verfolgte er den Faden ihrer Racconti ſo eifrig, daß er immerfort nickte, wenn ihm die Sache gefiel, und immer den Kopf ſchüttelte, wenn er ſie anders wünſchte, und zuletzt ihr eigenmächtig eine andere ihm gefälligere Wendung hinzufabulierte. Da bat ſie ihn, doch einmal die alten Bergſagen, die er wie kein zweiter kannte, aufzuſchreiben. Wozu? meinte er. Ach, für unſer Kleines, ſagte ſie, Büblein oder Mädchen. Wir können ihm ſonſt nichts geben als die Berge und ihre Seele. Iſt es doch auch deine Seele! Das leuchtete ihm großartig ein. Nun ward geſchrieben, zuerſt roh und kurz, dann immer feiner und ein-

gehender und endlich mit einer solch passenden Kunst und Lebendigkeit, daß wir heute noch keine bessern Abbruzzengeschichten als die von Brigone besitzen. Und doch leben Dichter und Musikanten genug bei uns. Auch die Sage von ‚Sisto e Sesto‘, auch das Falkenmärchen, auch der Sang von den Maccia-Jungfern rührt von Brigone und will ich euch, Signori — Christo santo,“ verbesserte sich Thieco — „will ich dir einmal erzählen, wenn es behagt.“

Ich nickte fröhlich zu dieser ungewollten, spassigen und doppelspurigen Entgleisung meines Burschen. Denn wahrlich, mehr als er durchaus mußte, erzählte so einer nicht.

„Monz vergaß sich im Schreiben. Er meinte, frei zu sein. Ja, er dichtete alles hinzu, was ihm fehlte, und nicht nur in fargem Maß, sondern in einer wahrhaft adlerfreien Flügelentfaltung der Fabel. Das Lied an die Bärenmutter im Massarifels und der Geißelfang der Abbruzzebuben stammen aus dem Nursiergefängnis. Zulezt ließ Brigone die Geschichtlein fahren und schwebte nur noch in Versschwüngen durch sein neues Freiheits- oder Poetenland. Er hatte schon früher ein wenig gedichtet, aber wild und schlimm. War nicht sein Freitebrief eine poetische Dreistigkeit sondergleichen gewesen? Davor schämte er sich jetzt. So sehr ihn auch Rufa bat: von jenen Strolchliedern, wie er sie schimpfte, schrieb er keines auf. Im Gegenteil, je freundlicher er wurde und je gelassener er sich nach und nach mit seinem Los absand, umso mehr versenkte er sich in neue, helle, gütige Liederstoffe, und man konnte wohl sagen, daß jedes Gedicht ihn um einen Ton heller und sein Reden wieder um einen kleinen Ton klingender machte. Viele seiner Lieder waren so klein und so fein, daß sie durch ein Schlüsselloch hinaus und durch hundert fremde Schlüssellöcher hineinklingen mochten, etwa wie ein dünner Sonnenstrahl, das heißt, man weiß nicht, ob die Buben des Turmwärters mit ihren langen Ohren an der Türe lagen, wenn Monz im Gefängnis eines seiner Gedichte vorlas und Rufa es gleich nach einer alten Melodie nachsang, oder ob das schlaue Weibchen die Strophen heimlich abschrieb und wie Brieftauben zu den Gittern hinaus unter die Menschen flattern ließ. Ich glaube, beides geschah. Denn gar bald kannte ganz Nursia einige der schönsten Canzoni, und mit den Liedern ging eine leise Zärtlichkeit für den Sänger selbst durch die Stadt. Besonders wurden die Jünglinge davon ergriffen, von denen es in ganz Umbrien heißt: Ein Nursier stirbt in einem Augenausschlag dreimal, einmal vor Liebe, einmal vor Haß und noch einmal vor Liebe. Unter ihnen glänzte am meisten Carlino di Lossa, des Gubernators Schwestersohn, der vier Jahre jünger als Monz war und schon als Knabe gegen die Brigone waghalsig gefochten hatte. Er war ein mageres dünnes Herrlein von zweiundzwanzig Jahren, aber hinter seinem blassen Flaumgesicht steckte ein Unband von Feuer und Tollheit. Im Hause des dunkeln Gubernatore hatte er Rufa oft zur Gesellin im Spiel bekommen und sich bald zügellos in das zarte Fingerglück verschossen. Die Eltern waren auch willens, diese Adels- und Bru-

derskinder ehelich zu verknüpfen, trotzdem Rufa vom bleichen Wildling Carlino nichts wissen wollte. Da fiel in die Vorbereitungen und Kränze der Verlobung der offene Freitebrief des verjagten Monz Brigone und die Flucht der Jungfer von daheim. Darauf warf sich der wütende di Lossa, wenn er nicht im Gebirge gegen Brigone kämpfte, mit der ganzen Angezogenheit seines jungen heftigen Blutes in die vornehmen Abenteuer des damaligen so ausgelassenen Adels. Aber er verlor Rufa nicht aus dem Herzen, und mitten in der Trunkenheit von Wein und Küßen tauchte oft das reine Bild des Bäschens vor seinen Augen auf und schwebte wie ein Engel durch seine schwüle Welt. Dann stürzte er den Becher um und stieß die schmuckte Dirne von sich und lief, die Ohren mit seinen weißen, schmalen Händen verhaltend, aus dem Lärm in irgend einen stillen Winkel. In den nächsten Tagen hieß es dann, Carlino habe einen Räuber in den Abbruzzen gefangen oder ein Schlangennest vertilgt oder ein neues Kommando gegen Monz Brigone übernommen. Und unter seinem Oberbefehl ward denn auch der große Feind eines Tages, mit Ketten an einen Baumstamm gebunden und das Frauchen neben sich, auf einem Holzwagen durchs Stadttor zum Kastell gefahren. Es war Carlino recht, wenn Rufa gleich mit Monz geköpft und damit die Ursache seiner Unruhe und Qual aus der Welt geschafft würde. Als dies nicht geschah, dagegen viele rührende Stücklein aus der Haft des Ehepaars in die Doffentlichkeit drangen, regte die alte Leidenschaft sich mehr als je in ihm. Er wußte, obwohl noch ein Jüngling und dazu ein Neffe des Gubernatore, dennoch einen Stuhl im Richterkollegium zu erzwingen, um der Sache Brigones einen ihm genehmen Justizgang zu geben. Um Rufas willen bemühte er sich nun für allerlei Erleichterungen der Gefangenschaft und bestach, da das Gericht sie verweigerte, den Schließer Barilotto für seine halb guten, halb schlimmen Zwecke. Er war selbst ein kleiner Dichter und ein großer Liederfreund und wußte sich die Canzone seines Feindes immer zuerst zu verschaffen. Oft strich er um die Gitter der Gefangenen herum, aber wagte sich nicht weiter in der heikeln Sache vor. Und da er sich so dem Ziele immer gleich fern sah, geriet er oft außer Rand und Band, schwelgte und prakte wieder ganze Nächte hindurch, ritt am Tag zwei Pferde zuschanden, besuchte die Sitzungen des Gerichts nicht mehr oder kam zu spät und ließ gleich, ohne sich erst aufzuklären über Schuld oder Unschuld, den schwarzen Zettel ‚Schafott‘ in den Stimmbecher fallen. Man konnte sagen, er war im Begriff ein Teufel zu werden, da er kein Engel sein konnte. Etwas Uebermäßiges, entweder nach oben oder nach unten, lag in ihm. Aber je mehr Lieder von Monz er las, umso respektvoller und versöhnlicher wurde er gegen ihn. Manche rührten, viele begeisterten ihn. Er lernte sie auswendig und ließ sie vom Organisten in Sant' Agostino in Musik setzen. Besonders paßten ihm die Verse, die Brigone an Rufa richtete und die genau so lieb und tapfer auf Carlinos Junge hätten er-

blühen können. Von dem allem wußte Monz nichts. Er wollte nur für ſich und ſeine geliebte Frau gedichtet und geſungen haben und wäre wütend geworden, wenn noch ein anderes Auge in ſein Heft geſchaut hätte.

Eines Tages kam Barilotto, der Schließer und Abwart, und ſagte, es ſei nun eine ſchönere und luftigere Haſtſtube frei geworden und ſie könnten, ſobald ſie möchten, dorthin umziehen. Sogleich verſetzte Monz, er bleibe hier, und warf ſich eigenſinnig auf ſeinen Strohsack. In dieſes Zimmer mit ſeinem Haufen Nacht am helllichten Tag, mit den Spinnen in jedem Winkel, dem Mäuſeraſcheln, dem Moos an den Wänden und den Bergwolken vor dem Gitter, mit ſeiner Feuchtigkeit, Kälte und moderigen Luft, in dieſes Zimmer verſteifte er ſich jezt mit ſtolzer, ſelbſtquälerischer Freude, als wäre es voll Genuſſe. Sobald Rufa ſeine Meinung kannte, nickte ſie tapfer mit. Ihr paſſe dieſes ſchwarze Gemach auch ganz wohl.

Aber kaum hatte der Wärter die Tür geſchloſſen, ſo ſagte Brigone, indem er das nun oft ſo farbloſe und verhärmte Geſicht der jungen Frau ſtreichelte: „Doch, wir zügeln morgen hinüber. Hier iſt keine Sonne, und du mußt ſo gut wie eine Wendelblume Sonne haben!“ Da ſchmiegte ſie ihr Kinn an ſeine Bruſt, denn weiter reichte ſie auch auf den Zehenspißen nicht, und lächelte ihm ſo von unten auf gar tröſtlich in die mächtigen braunen Augenräder. „Können wir,“ flüſterte ſie, „noch wärmer und heller haben als jezt?“

„Veramente,“ jubelte er, „mehr brauchen wir nicht von den Menſchen, und auch vom Himmel nicht!“

„Pſt,“ machte ſie und ſchlug ihm den kleinen Finger auf die Lippe, „pſt, vom Himmel haben wir noch ſehr viel zu erbetteln!“

„Was denn, Rufa?“ fragte er mit der rohen Argloſigkeit ſeiner Banditenmoral. „Was denn, Kleine?“

„Nicht die Sonne da oben haben wir nötig, die ja nur ein vorausgeſchickter Knecht und Fackelträger Gottes iſt, wie die Sterne und die ſtille Zeremonienmeiſterin Luna, ſondern ihn ſelber, von dem es im Kirchenlied heißt: Sol' dal Sole!“

„Ich merke wohl, nun machſt du auch Gedichte,“ ſcherzte Monz, mißtrauiſch, was nun käme.

„Ja, ein Gedicht! Aber du mußt helfen,“ ging Rufa mit frommer Schlauheit auf den Spaß ein. „Ich allein kann die Strophe nicht vollenden. Und die Gegenſtrophe bringen wir nicht einmal zuſammen fertig. Die muß der gnädige Herrgott machen. Kurz und gut, Monz, dieſes Gedicht beſteht aus etwas Erde und etwas Himmel, aus viel Sünde und noch mehr Verzeihung . . .“

„Nönnlein, Nönnlein!“

„Aus viel Reue und noch viel mehr Gnade.“

„Biſt du fertig?“ rumpelte jezt Brigone in ihren Vortrag. „So eine Predigt! Ich dächte, unſer Teil am Gedicht iſt reichlich getan. Was können wir deinem Herrgott denn noch mehr geben als den Wald und die Gebirge und die Freiheit und den Zorn und

Widerſtand und Haß, was ich alles da außer dem Gitter gelassen habe, und zulezt das Leben? Jezt iſt es am Herrgott, ſeinen Reim dazu zu machen. Keine Silbe tu' ich dazu!“

Er machte ſich los von Rufa und ging heftig die Fliesen auf und ab. Da wagte ſie für einmal nicht weiter zu gehen. Wie ſie nur immer das ſchwärzeſte Gewölke am Himmel hatte über ihren Scheitel gehen laſſen, ohne es ſchneller oder heller zu wünſchen, ſo wartete ſie auch jezt, bis dieſe hin- und herdonnernde und blikende Wolke ſich endlich auf die Matte legte und in einen wohlthätigen Schlaf auflöſte. Sie würde es doch nicht aufgeben und doch nicht verlieren, ihm wieder vom Sol' dal Sole zu reden.

Am nächſten Mittag brachte Barilotto zu Suppe und Brot ein Büchlein mit Salz und Pfeffer ſowie einen Krug Wein. Davon genoß Monz nichts. Gehäſſig fragte er, was denn dieſe Neuerung bedeute, woher die übelzeitige Gnade komme. Er lachte darauf. „Die Signoria,“ log der Schließer, „wünſchte euch eine kleine Freude zu machen, weil ihr euch ſo anſtändig aufführt und ſo köſtliche Lie . . .“

In dieſem Augenblick traf ihn ein angſtvoller Blick Rufas. „Aha, das Niedergeheimnis!“

„Und ſo köſtliche Lie . . . Lie . . . köſtliche Liebe zueinander habt!“

„Was geht das die Signoria an!“ ſchnauzte Monz zum Schließer hinüber.

„Darum ſoll euch der große Kaſtellgarten vor der Bia dei Meſſi jeden Tag offen ſein, daß ihr im Freien ſpazieren und euch vom Gefängnis auslüften könnt . . . da draußen!“

Kaum hatte Brigone das herrliche Wort Fuori gehört, da draußen, im Freien, ſo ſchoß er wie ein anderer Menſch auf. Gnade und Almoſen, ſoviel daran kleben mochte, ſei es! Bei ſo einem allmächtigen Klang fiel ſein Stolz wie ein Lumpenkleid von ihm. Er ſprang auf Rufa, umarmte ſie zum Erſtickten und fragte: ob er auch auf die Habichte ſchießen dürfe, die vom Monte Fuſconi immer über Nurſia ſtolzieren und ein Verbrechen im Schild führen. „Gewiß,“ erlaubte Barilotto, „kommt nur gleich mit und nehmt meine Flinte!“

Seit Wochen hatte Rufa von der Feuchtigkeit hier oder vom vielen Stehen oder von der reisenden Mutterschaft geſchwollene Füße bekommen. Aber ſie verbiß die Schmerzen und verſteckte das Uebel nachts immer ſo raſch und tief ins Stroh und trug am Tag einen ſo langen Rock, daß Brigone nichts vom Gebreſten merkte. Jezt, da man verſchiedene Kloſtreden empor und wieder eine Reihe von Zickzacktreppen hinunter mußte, überkam ſie ein ſo heftiges Stechen und eine ſolche Schwäche, daß ſie in die Knie ſank und in die Zelle zurück beehrte. Es ſei zu viel auf einmal. Da nahm ſie Monz wie einſt im Verhör auf die Arme und trug ſie behutſam wie ein ſchlafendes Kind zurück. „Wenn ich wüßte, wer mich tragen würde und noch danke für die Bürde,“ raunte es ihm da koboldiſch ins Ohr. Er wußte nicht, wie ſo, aber der Vers mußte mit hartnäckeriger Bosheit ohne Ende durch ſeinen Sinn. Ei, ei, wer hätte



Karl Uffner, Küsnacht (Bürich).

Am See.
Zeichnung.

das gedacht, belustigte er sich, daß mein Uebermuts-
lied sich so umkehren würde!

Als er Rufa auf den Bettsock legte, war sie vor
Müdigkeit und Schwäche schon eingeschlafen.

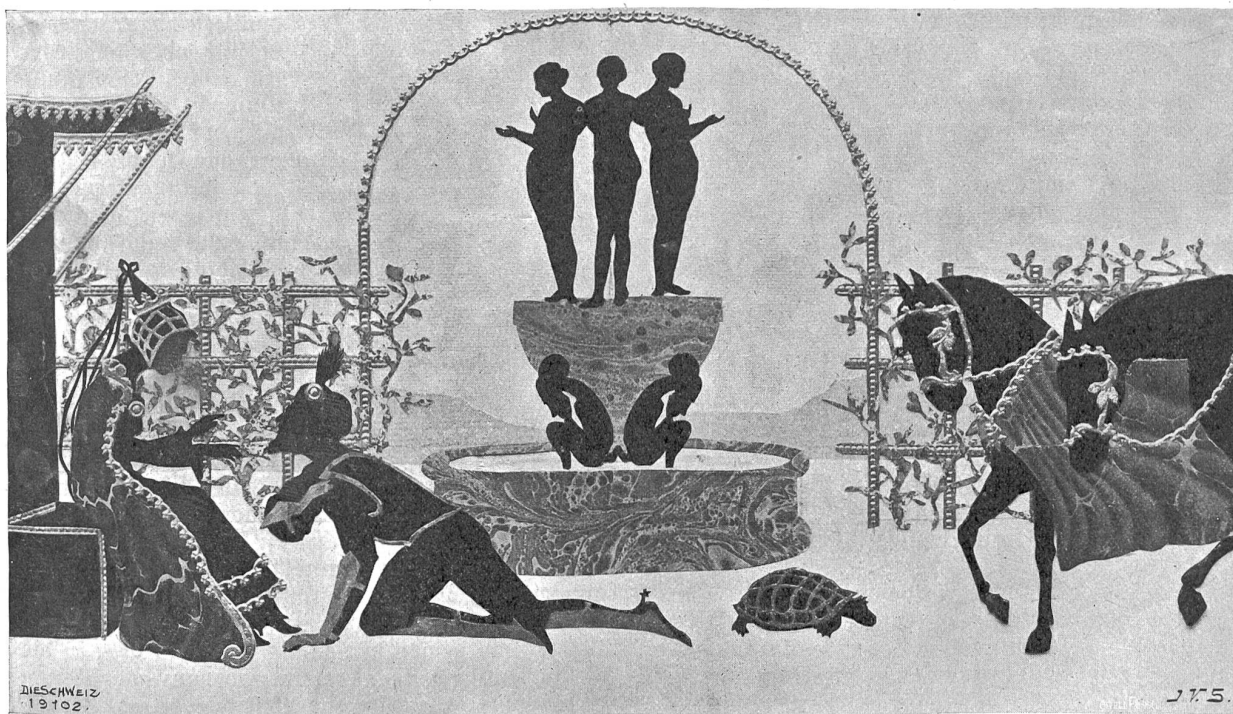
Nun saß er still am Boden neben ihr. Da fiel
ihm auf, wie ihr Atem leicht auf- und niedersprang,
wie ein Stieglitz von einem Ast zum andern, und
wie ihr Köpflein und ihre Hände im Stroh so leben-
dig zappelten, aber wie dagegen ihre Beine starr wie
Hölzer über die Matte lagen und die Füße gleich
schweren Wurzelklößen sich tief in die Streue gru-
ben. Er beugte sich tiefer und sah, wie furchtbar sie
aufgeschwollen waren. Jetzt verstand er alles. Zu-
erst wollte er sie wecken und an die blaue frische Luft
hinaustragen. Aber der Schlaf tat ihr nun wohl
besser. Nicht einmal die Strümpfe wagte er ihr aus-
zuziehen. Er rührte sie nicht an. Es ist etwas Heil-
iges an diesem Frauchen, gestand er sich. Und ich
fränkte sie noch gestern so. Nun will ich ihr nie mehr
widersprechen. Auch wenn sie mir noch heftiger
predigt und dicke fabelt. Ich lasse ihr die Freude.
Ja, wenn sie will, fange ich an, mich zu bekreuzen
wie ein Balg mit der rechten Hand. Die Linke mit
der Faust im Sack braucht sie nicht zu sehen.

Da ihr Schlaf etwas Anstößendes hatte, erhob er
sich, um nicht auch einzunicken. Es stand noch die
Türe offen. Könnte er Rufa jetzt nicht allein lassen
und für ein paar Atemzüge in den Garten gehen?
Sie würde dann so allein viel länger nicht erwachen.
Und er... O Gott, die Luft, die Vögel, die Sonne,
der Weltgeruch und Weltspettakel, das tausend-
stimmige Fuori!

Er schlich zur Türe, nahm bedächtig die ersten,
rascher die folgenden Stufen und rannte zuletzt

buchstäblich in den Garten hinaus. Mit einem Lö-
wenfah war der junge Wildbart draußen.

Himmel, wie das roch nach Freiheit, wie das
wärmte von neuer Sonne, wie das tönte und rauschte
vom Leben! Ist die Welt denn zusammengeschlagen
und heute frisch aufgezimmer worden? Oder war
sie denn immer so ewig schön? Ja doch, da neigten
sich die alten Berge vom Osten über die hohe Garten-
mauer herein. Die Ventosola zuhinterst, dann die
jähc Betica und zuoberst der braune Fulconi. Die
schöne Montagna Cardoso lag schon zu tief im Nor-
den, und der König Bettore war von den Borstößen
verdeckt. Aber sie werden auch noch die lieben alten
Gesichter haben. O Berge, ich küsse euch! Und alles
andere war auch noch wie einst. Die schwarzgrünen
Zypressen wuchsen an den Kapuzinerhügeln auf,
Arm in Arm mit den mattsilbernen Oliven. Jene
sahen immer noch steil aus wie Lanzen und ernst wie
Gedanken der Ewigkeit; aber diese blinzelten in un-
verwüßlicher Zufriedenheit aus ihrem grauen und
gerunzelten, doch so lichten Greisentum hervor.
Dann ging es mit Busch und Stein zu den Kämmen,
so recht für ein raufendes, holperiges Leben erschaf-
fen. Jenseits der Mauer hörte er Schuhe und Mäuler
im gewohnten Rhythmus des Werktags durch die
Stadt gehen. Aber ihm war, er vernehme die groß-
artigen Reden und Siegesmärsche einer ganzen Welt.
Kreuz und quer lief er durch den Garten, schüt-
telte da an einem Baum, zerrte dort einen Stengel
aus, um sich wahrhaft zu überzeugen, daß das alles
wirklich sei und er zu ihm wie ein Ding zum andern
gehöre. Dadurch ward er ruhiger, und als weiter
nichts geschah, sondern der Himmel und die Berge
und die Kastellmauern stille standen, fand auch er



J. V. Schäfer-Widmann, Bern-München.

Die Jungfrau und der Teufel. Silhouettendarstellung zu G. Kellers Legende.

rasch das Gleichgewicht der Seele wieder und fühlte klar: das und dies, was ihm beim ersten Blick so genutzvoll war, hatte er oft und oft genossen, und es hatte den gleichen Geschmack behalten und würde ihm, sowie er es wieder täglich besäße, zur altgewohnten Kost.

Während er so mit ernüchtertem Auge das Ganze nochmals besah und beinahe so schön wurde, die gesamte Welt mit allem Gebirg und Gelärm als eine Kleinigkeit vom Munde zu blasen und wieder in seinen schwarzen Winkel zu kriechen, kreierte eine Krähe vom Turm dei Signori widrig und jetzt doppelt widrig für Monzens Ohr. Er klatschte mit den Händen; aber sie tänzelte nur ein wenig vom Gesims zurück und fuhr fort, Himmel und Erde mit ihrem Lastermaul zu verschimpfen. Da lief Monz ins Portstüblein, riß die Flinte von der Wand und machte sich schußbereit. Aber der pulverriechende Vogel war nun doch weggeflogen. Man sah ihn nur noch als dunkeln Fleck den Felsen der Betica zuschwimmen. Monz, dem das alte Romadenblut bis zum Daumen und

Zeigefinger am Schnapphahn schoß, blickte grimmig ringsum, wo doch etwas zum Erschießen wäre. Aber nicht einmal eine Rahe lief herum. Nur auf dem Birnbaum sah jene Bergmeise, die ihnen so oft, wenn sonst niemand Guten Tag oder Süße Nacht mehr rief, noch ganz allein und überaus tapfer ins Gefängnis ihr ewig gleiches und ewig freundliches Grüßchen getrillert hatte. Monz erkannte das treue Geschöpf. Aber seine Mordlust ließ ihn jetzt nicht zur Besinnung kommen. Sie überwältigte ihn. Er zielte, traf und brachte das schuld- und flaglose Tier in einem Blitz nieder.

Erst als er das warme Wesen in der Hand hielt, reute es ihn. Er stützte die Flinte, aus der ein letzter blauer Atemzug rauchte, an den Baum und merkte, daß seine Eier nun auch schon erloschen und ver-raucht war. Solche hitzige Genüsse sind nichts mehr für mich, meinte er mit immer kühlerem Kopf. Das

kommt und geht zu schnell und läßt nichts Gutes da. Nur Reue bleibt! Denn was ist so ein toter Vogel noch, wenn ich den lebendigen, diesen schwingenlustigen, stolzen Streber, daran vergleiche, der er eben noch war...“

„Du, Herr,“ unterbrach sich Thieco hier, „das kann ich fast nicht erzählen. Aber so heißt es in der Geschichte. Kein Jäger denkt so. Je mehr ich töte, umso froher bin ich.“

„Aber Thieco!“

„Saben wir nicht vorhin das Wildhuhn gegessen? War es nicht gut? Cospetto, du hättest noch eines gegessen und ich noch zwei!“

„Ach,“ sagte ich verlegen, „einesteils...“

„Wisse, die Erzähler machen die Geschichten immer anders. Das kenne ich doch aus allem, was Fracconi berichtet. Alles ist schöner und doch eigentlich wüster. Die Weiber reden zierlicher, und die Mannsleute tun feiner, und alles wird schwach und krank...“

„Ja, das Dichten ist vielleicht überhaupt eine Krankheit, allerdings eine Schwäche des Lebens,“ dachte ich. „Wer viel erzählt oder liest, der lebt und tut jedenfalls umsoviel weniger. Die großen Macher sind immer die kleinsten Dichter und umgekehrt...“

Zufrieden über meine, wie mich dünkte, höchst originelle, eigentlich aber tausendmal und besser gesagte und nicht ganz fraglose Weisheit, nickte ich dem

Thieco zu, daß wir über dieses gefällte Hindernis nun getrost weitergehen und dem Brigone, der nun einmal blutscheu geworden, es nicht verübeln, sondern ihm getreulich auf dem Fuße folgen wollen, auch wenn er schäbig genug schon wieder ins Loch zurücktreibe. „Er versteckt nun sicherlich den Vogel, wenn er zur Frau kommt!“ lief ich tupfend und hungrig der Legende voraus.

„Brigone fühlte, daß er seiner Rufa die kleine Leiche nicht zeigen dürfe. Er schob das Tier in die Tasche und zog sich langsam und vom gepriesenen Fuori schon ordentlich angeekelt wieder ins Verließ zurück. Da sah Rufa auf der Matratze und wickelte



J. V. Schäfer-Widmann, Bern-München.

Unter Herbstbäumen.

schnell ihre Füße in Tücher. Monz nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie. Aber die Frau schrie auf und riß den Finger los, als hätte sie sich gebrannt. „Sieh, sieh, du blutest ja!“ sagte sie klagend. „Also du hast geschossen, ich habe es gehört. Und ich und mein Kindlein haben gezittert. Mordest du immer

noch?“ Das sprach sie so ergreifend und wahrhaft, daß Monz gar nicht probierte, die Male abzuwischen, sondern sie stumm anschaute und eine so verschuldete Miene machte, als hätte er wie Herodes oder sonst ein greulicher Kindsmörder ein Blutbad unter lauter Unschuldigen angerichtet.

(Fortsetzung folgt).

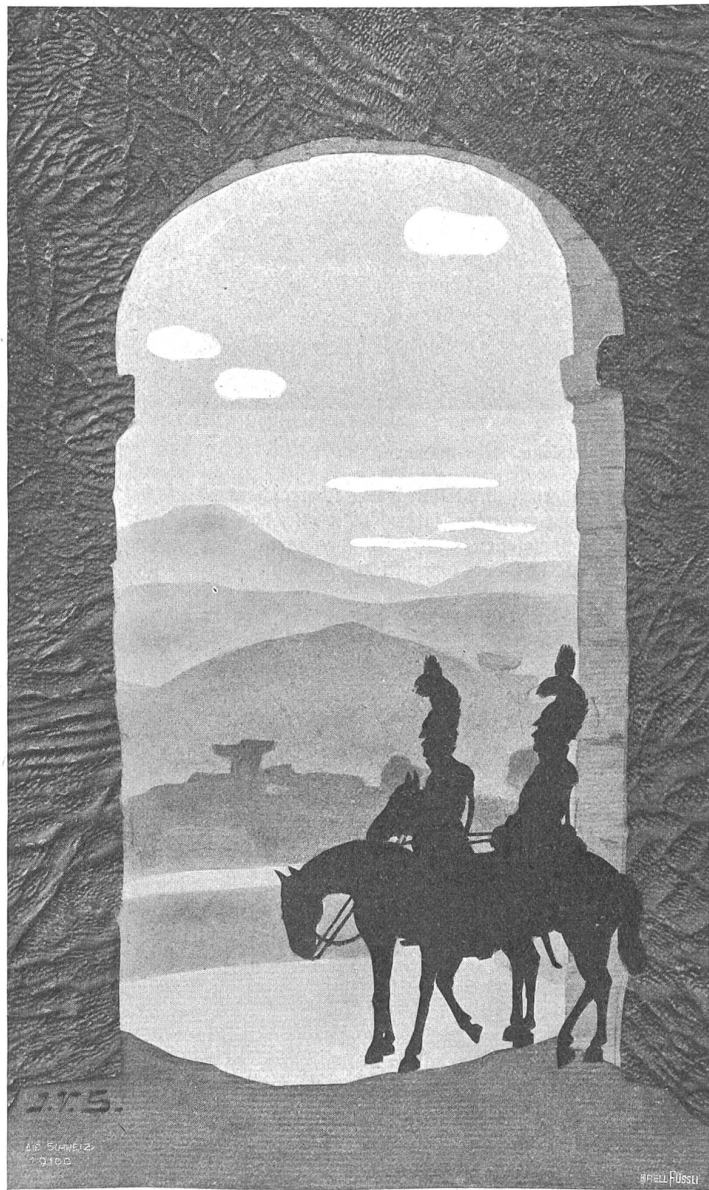
Frau J. V. Schäfer und ihre Silhouetten.

Mit sieben Reproduktionen.

Vor mir liegen einige Silhouetten und ein langer Brief. Sie genügen, um eine wahre Künstlerseele ganz erkennen zu lassen. Es bedarf keinerlei Literaturnachweise mehr dazu, ja vielleicht nicht einmal mehr der Erinnerungen an die schöne Münchnerzeit, an die frohen Feste, da der Schreiber in jugendlicher Bescheidenheit bereits zu den stillen Verehrern eines solchen künstlerischen Empfindens gehörte. Gibt es etwas Schöneres als ein natürliches, angeborenes Kunsttalent, dessen Können so ganz das eigene Ich verkörpert, dessen Schaffen uns in bunter Reihenfolge die Freuden und Leiden des eigenen Lebens widerspiegelt? Gibt sich da nicht in jeder Geste, in jeder Andeutung die Seele der Künstlerin bald fein versteckt, bald offen und freimütig zu erkennen? Wie müssen wir uns freuen, daß die gestrengen Kunstschulmeister es fertig gebracht haben, Frau Schäfer die Freude am „Gemälde“, am „Porträt“ zu nehmen. Wieviel mehr Weiblichkeit, wieviel mehr Empfindsamkeit liegt nicht in ihrer Scherenskunst, die dem heiteren, frohen Wesen einer schönen Frau weit besser ansteht als hypermoderne Neurastheniker oder vor Gesundheit plagende Rentner zu porträtieren! Merken wir es uns am künstlerischen Werdegange Frau J. V. Schäfers zum hundertsten Male, daß junge Talente zwar strenge Schule nötig haben, daß ihnen aber in der Folge die Neigungsheirat mit der Kunst, wenn mir der Ausdruck gestattet ist, nie verweigert werden sollte. Hätte Frau J. V. Schäfer das Porträt, wie viele es von ihr wohl erwartet hatten, weiter gepflegt, die Mitwelt wäre heute um eine reizvolle, durchaus moderne „Schäferkunst“ ärmer, und nur der Freundeskreis gehörte zu den Interessenten für Schäferische Porträte.

Ist es überhaupt nötig, die Vorzüge der Schäferischen Schattenbilder aufzuzählen? Einmal scheint mir ein besonders lebhaftes Empfinden für die Schönheit der Linie neben einer großen Kenntnis der künstlerischen Wirkung der Artistin besonders eigen zu sein. Oft kann man ihr auch eine für die Silhouette ungemein reiche Koloristik nachrühmen. Was uns aber bei ihr stets gefallen wird und was wir ihren Bildern am höchsten anrechnen, ist die große Liebe zum Süjet: die Silhouettierkunst, die durch ihre scharfe und knappe Darstellungsweise ganz besonders dazu angetan ist, die künstlerische Phantasie anzuregen, hat hier eine ihrer besten und vertrautesten Vertreterinnen gefunden. Zierliche Körperformen, stille Beschaulichkeit, heitere Komik, die bisweilen in eine leichte Satire hinüberspielt, finden da eine stets verständnisvolle und meist auch poetische Interpretation. Frau Schäfers Schere ist in allen Zeitaltern, in allen Stoffgebieten heimisch, ihre feinen, delikaten Kunstwerke können sich mit den besten Arbeiten der berühmten alten Schweizerischen wie der modernen auswärtigen Psaligraphie messen. In der Technik stehen sie geradezu einzig

da. Mit den primitivsten Mitteln, mit überstellten alten und neuen Vorfahnpapieren, getönten Packpapieren und andern Buntdruckpapieren erreicht die Künstlerin perspektivische und farbige Wirkungen, wie man sie in einem „Gemälde“ nicht besser könnte zum Ausdruck kommen lassen, im Gegenteil, diese graziösen Bilder besitzen eine viel ausgesprochenere Harmonie und der künstlerische Willen kommt darin viel mehr zur Sprache. Bald sind es mehr reiche Dekorationsstücke, bald sind



J. V. Schäfer-Widmann, Bern-München.

Die zwei Reiter.